

Sophie Elmhirst

MAURICE UND MARALYN



GOLDMANN

Sophie Elmhirst

MAURICE UND MARALYN

Die unglaubliche Geschichte
eines Schiffbruchs und einer
unkonventionellen Liebe

Aus dem Englischen
von Annika Klapper

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»Maurice and Maralyn« bei Chatto & Windus, London.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen,
verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall
aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich
gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2024

Copyright © 2024 der Originalausgabe: Sophie Elmhirst

Copyright © 2024 der deutschsprachigen Ausgabe:

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Eckard Schuster

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Bryan Angus

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

EB · CF

ISBN 978-3-442-31708-0

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Teil eins 9

Teil zwei 67

Teil drei 155

Teil vier 217

Teil fünf 223

Epilog 263

Anmerkung der Autorin 267

Dank 269

*Für meine Mutter
und in Erinnerung an meinen Vater*

TEIL EINS



I

4. März 1973

Maralyn blickte in die weite Leere. Es gab nichts zu sehen, nur schwarzes Wasser, das eine bläuliche Färbung annahm, sobald die Sonne aufging. Klarer Himmel, das Meer und sie beide auf einem kleinen Boot, das Richtung Westen segelte.

Um sieben Uhr verließ Maralyn ihren Wachtposten an Deck und stieg hinunter in die Kabine. Maurice schlief noch in seiner Koje, rührte sich allerdings bereits ein wenig. Dieser Morgen würde dem festen Rhythmus aller anderen Morgen folgen: Kaffee und Frühstück, anschließend die anstehenden Kontrollen und Aufgaben an Bord. Nach Monaten auf See vollzogen sich diese Abläufe wie automatisch.

Doch an diesem Morgen, als Maralyn Maurice gerade eine Hand auf die Schulter legte, um ihn zu wecken, spürten beide einen Ruck, ein Krachen, gleich dem Knall einer Pistole, die abgefeuert wird, und es war so, als hätte Maralyns Berührung diese heftige Reaktion ausgelöst. Der Lärm war ohrenbetäubend. Bücher stürzten aus den Regalen. Besteck flog durch die Gegend.

Für Maurice und Maralyn war ihr Boot sozusagen ihr Kind. Das Geräusch zerberstenden und zersplitternden Holzes klang in ihren Ohren wie die Schmerzensschreie eines Kleinkinds.

Oben an Deck erblickten sie einen riesigen Wal, der direkt neben ihnen im Meer schwamm. Wasser floss an seinen dunklen Flanken hinab, während er sich hektisch drehte und wendete. Es wirkte so, als wollte der Wal aus den Wellen emporklettern; er bäumte sich auf und krachte dann wieder zusammen, einem Meteoriten gleich, der ins Meer einschlug. Die drei Meter breite Schwanzflosse schlug wie von einer Furie getrieben auf die Wasseroberfläche. Blut floss aus seinem Körper ins Meer.

Maralyn verstand nicht, wo der Wal auf einmal hergekommen war. Sie war eben noch an Deck gewesen, hatte auf die Morgendämmerung gewartet und, seit sie Maurice um drei Uhr abgelöst hatte, lediglich ein Fischerboot gesichtet. Man übersieht doch keinen *Wal*.

Vielleicht ja doch. Er muss, nachdem sie die Leiter hinabgestiegen war, aus der Tiefe nach oben aufgestiegen und genau dort aufgetaucht sein, wo ihr Boot sich befand. Sie konnte den Gedanken, dass sie das Tier in irgendeiner Weise verletzt hatten, nicht ertragen. Es war fast unheimlich, dass der Wal sich in der Unermesslichkeit des Pazifiks gerade diese Stelle ausgesucht hatte, um aufzutauchen.

Doch das war nun unwichtig. Der Wal war hier. Ein Pottwal, wie Maurice an dem riesigen, rechteckigen Schädel festmachen konnte. Mit Walen kannte er sich aus. Er schätzte den Pottwal auf gute zwölf Meter, drei Meter länger als ihr Boot.

Aus derartiger Nähe war das alles schwer zu greifen. Wale beobachtete man am besten aus der Ferne, wie bestimmte Gemälde. Maurice konnte die verschiedenen Teile des Wals erkennen – das Blasloch, den Unterkiefer, die Brustflosse –, aber sie ergaben kein zusammenhängendes Ganzes. Die Kreatur schien unverhältnismäßig, ja geradezu unnatürlich groß. Ein kräftiger Schlag mit der Schwanzflosse – und ihr Boot würde in zwei Teile

gespalten werden. Ein wahres Monstrum, dachte er, zumindest im Vergleich zu ihnen.

Der Wal wand sich noch immer an der Wasseroberfläche, so als wollte er etwas abschütteln oder seinem eigenen Körper entkommen. Er lag im Sterben, wurde Maurice auf einmal klar. Er befand sich im Todeskampf.

Plötzlich war der Wal verschwunden, von den dunklen Tiefen des Ozeans verschluckt. Wahrscheinlich würde er dort unten sterben, Blut würde ins Wasser fließen und die anderen Meeresbewohner auf ihn aufmerksam machen. Weiße Haie und Blauhaie würden kommen, seinen Körper zerreißen und den Blubber verzehren. Maurice und Maralyn starrten auf die Stelle, wo der Wal verschwunden war, während die Blutspuren im Wasser verblassten.

Auf das tosende Spektakel folgte absolute Stille.

Moment mal. Das Krachen. Da war ja nicht nur der *Wal* gewesen. Unten in der Kabine strömte bereits Wasser durch die Boddieleen. Wie viel Zeit hatten sie verschwendet, als sie oben an Deck den Wal angestarrt hatten? Maralyn nahm die Lenzpumpe in Betrieb, während Maurice im Wasser planschend nach dem Leck suchte. Da war es: ein Loch unterhalb der Wasserlinie nahe der Kombüse, fast einen halben Meter lang und 30 Zentimeter breit, so groß wie eine Aktentasche.

Maurice schrie. »Schnapp das zusätzliche Vorschot und befestige es an der Ecke des Focksegels. Lass es runter zum Bug, zieh es über das Loch und mach beide Enden fest, um es zu sichern.« Der Wasserdruck sollte das Segel in das Loch drücken und es schließen. Maurice richtete die Segel so aus, dass die Yacht mit zwei oder drei Knoten weiterfuhr, und eilte dann unter Deck. Maralyn pumpte weiter, in der Hoffnung, der Wasserspiegel

würde nun sinken. Aber das Segel dichtete das Loch nicht ab, und der Pegel stieg weiter an. Sie mussten das Leck irgendwie von innen stopfen. Maralyn suchte Kleidungsstücke, Kissen und Decken zusammen und drückte sie in die Öffnung. Auch das funktionierte nicht. Vielleicht hatten sie ja ein zweites Loch übersehen? Ein versteckter Schaden, sodass weiterhin Wasser ins Bootsinnere strömte? Nun war es zu spät, um dem nachzugehen. Das Wasser stand ihnen bis zu den Knien, die Schränke sprangen auf und die Vorräte fielen heraus. Eier und Konservendosen dümpelten um sie herum.

Sie sahen einander an.

Maurice holte die Rettungsinsel und das Beiboot, dann schnappte er sich so viele Frischwasserkanister, wie er noch finden konnte. Maralyn watete durch die Kombüse und stopfte ihre Habseligkeiten in zwei Segelsäcke. Zwei Plastikbecher, einen Eimer, ihren Erste-Hilfe-Koffer, Pässe, eine Kamera, eine Fackel, ihre Öljacken, ihr Tagebuch, zwei Bücher, zwei Wörterbücher und Maurices Navigationshilfen: den *Nautical Almanac* und die *Sight Reduction Tables for Marine Navigation*^{*}, seine Karte, seinen Sextanten, seinen Kompass sowie sein Logbuch.

Sie gingen zügig vor und sagten kein Wort, blieben erstaunlich ruhig, während das Wasser immer weiter anstieg. Es war kein Leichtes, seine Habseligkeiten zusammenzusuchen in einem Boot, das im Begriff war, vom Meer verschlungen zu werden. In zehn Minuten hatten sie beisammen, was sie noch erreichen konnten. Dann kletterten sie von ihrer Yacht ins Schlauchboot.

Um sie herum bewegte sich der Pazifik sanft. Maralyn sah, wie die Kissen, die sie in stundenlanger Arbeit bestickt hatte, davontrieben. Ihr Segelboot lag tief im Wasser und sank immer tiefer.

* Nautische Tafeln für die Positionsbestimmung bei der astronomischen Navigation.

Maralyn griff nach ihrer Kamera und machte ein Bild von Maurice, der mit nacktem Oberkörper vor ihr saß. Er drehte sich zu ihr um, auf seinem Rücken zeichneten sich die Muskeln im grellen Sonnenlicht ab, und er strahlte keine Angst aus, noch nicht, sondern Fassungslosigkeit, so als hätte er noch nicht vollkommen verstanden, was gerade geschah, den Anblick ihres kenternden und anschließend sinkenden Bootes inmitten des Ozeans noch nicht verarbeitet.

Ihre Yacht sank elegant hinab. Der breite Rumpf, das Deck, die Plicht, die Segel und Leinen – alles wurde lautlos vom Meer verschluckt. Maralyn drückte auf den Auslöser, als das letzte Dreieck des Segels und die Mastspitze in den Wellen verschwanden. Derart auf Fotopapier gebannt, sah es so aus, als würde der Mast aus dem Wasser auftauchen, wie ein dünner Arm, der auf Rettung hofft.

1962 arbeitete Maurice Bailey als Setzer für Bemrose Printers in Derby, eine angesehenere, alte Druckerei, die in ihrer Glanzzeit die großen Zugfahrpläne druckte, die an den Bahnhöfen in ganz England hingen. Maurice setzte Textblöcke gespiegelt auf die Tafel, ein Beruf, der viel Übung verlangte, einen genauen Blick und die Fähigkeit, Spiegelschrift zu lesen.

Abends kehrte er in seine vollgestopfte Wohnung in der Rose Hill Street zurück, einer schmalen Gasse mit niedrigen Backsteinhäusern nahe dem Stadtzentrum. Auf halber Höhe der Straße erinnerte ein großes Herrenhaus mit erbsengrünen Toren und rechteckigen Schornsteinen, welches das Derby Arboretum überragte, daran, wie eine andere Klasse der Einwohner Derbys einst gelebt hatte. Es handelte sich um eine Schenkung von Joseph Strutt an die Stadt, einem Fabrikbesitzer des 19. Jahrhunderts, der damit den Arbeitern aus der Gegend, die ihm zu einem beträchtlichen Vermögen verholfen hatten, danken wollte.

Wie in weiten Teilen Englands herrschte damals auch in Derby ein regelrechtes Baufieber. Siedlungen mit Sozialwohnungen und Vororte dehnten die Stadtränder aus. Zahlreiche Ringstraßen und Kreisverkehre entstanden rund um das alte Stadtzentrum aus den Tudor-Zeiten.

Maurice mochte Derby nicht wirklich. Er bezeichnete es als Kaff, einen Ort, wo nichts los war. In seinen Augen waren die

Leute dort weltfremd, verurteilten alles, was ihre eigene Existenz zu bedrohen schien. In einem Brief schilderte er einem Freund, wie Familien, die aus der Karibik in sein Viertel gezogen waren, sich mit »brutalem Rassismus« konfrontiert sahen. Sooft es ging, flüchtete Maurice und fuhr hinauf in den Peak District, wo er klettern ging oder Leichtflugzeuge flog. Zudem spielte er Tennis und besuchte regelmäßig ein Fitnessstudio in der Gegend, wo er Gewichte stemmte, um sein Tennisspiel zu optimieren. Und er segelte.

Maurices Hobbys waren nicht nur ein Zeitvertreib. Vielmehr gaben sie ihm das Gefühl von Freiheit, das Gefühl, ein Leben jenseits der Grenzen seiner eigenen Existenz zu haben. Neben der Arbeit hatte er eigentlich nichts. Jahrelang war er allein gewesen, er gehörte zu jenem Schlag Menschen, die stur darauf beharren, sie könnten sich nicht vorstellen, ihr Leben mit jemandem zu teilen. »Eine Art abgewandtes Junggesellendasein«, wie er es nannte. Seine Familie, die nur wenige Kilometer entfernt in einem Reihenhendhaus in Spondon, einem ruhigen Dorf östlich von Derby, wohnte, besuchte er nie.

Maurices Vater hieß Charles, aber alle nannten ihn Jack. Wenn er nicht in dem nahe gelegenen Rolls-Royce-Werk arbeitete, gärtnerete er, pflanzte Gemüse an und ging am Wochenende Kirchenglocken läuten. Maurices Mutter, Annie, hatte früher in einem Herrenhaus in Spondon gedient und ihre Tätigkeit aufgegeben, um die vier Kinder großzuziehen, die sie innerhalb von anderthalb Jahrzehnten bekommen hatte: Reg, der Älteste, dann Maurice, Joan und zum Schluss Bob. Die Geburtsjahre der Kinder rahmten den Zweiten Weltkrieg ein: Maurice wurde 1933 geboren, Bob 1947, in einer vollkommen anderen Welt.

Vier Kinder von denselben Eltern erhalten nicht die gleiche Fürsorge. Maurice hatte Pech. Er stotterte, hatte einen krummen

Rücken und erkrankte an Tuberkulose, bevor es ein wirksames Medikament dagegen gab. Annie pflegte zu sagen, dass ihr rotes Haar über Nacht weiß wurde. Maurice musste monatelang das Bett hüten, war allein in seinem Zimmer. So eine Erfahrung vergisst man nicht, die Einsamkeit brennt sich ein, und zwar tief.

Maurice wurde zu einem Problem, das es zu beheben galt. In der Schule hatte er so viel verpasst, dass er Wochen brauchte, um alles aufzuholen. Später erzählte er Freunden, dass Annie ihn zwang, das Wörterbuch abzuschreiben, wobei sie mit gezücktem Lineal über ihn gebeugt stand und ihm auf die Finger schlug, sobald er einen Fehler machte. Damals war es nicht ungewöhnlich, wenn Eltern ihre Kinder nicht küssten oder umarmten, doch das hieß nicht, dass dieser Mangel an Zuneigung leichter zu ertragen gewesen wäre.

Das stille Zimmer, das Stottern, das Lineal – all diese Erfahrungen hatten ihre Spuren hinterlassen. Als Jugendlicher war Maurice sich selbst zuwider. Er schämte sich für sein Aussehen und sein Wesen. In Gesellschaft fühlte er sich unwohl, war gehemmt und schüchtern. Auf dem Schulfoto von Spondon House überragt der vierzehnjährige Gymnasiast beinahe alle seine Mitschüler um einen Kopf. Mit müdem, ernstem Blick wirkt er im Vergleich zu den anderen dünnbeinigen, strahlenden Jungen und Mädchen wie ein erschöpfter Vierzigjähriger.

Er wollte einfach nur ausbrechen. Sein erster Versuch war die intellektuelle Flucht. Annie war in einem streng christlichen Haushalt aufgewachsen, hatte das alles runtergeschluckt, wie sie es ausdrückte. Obwohl sie selbst nicht mehr zur Kirche ging, zwang sie ihre Kinder dazu, nur für den Notfall, als eine Art Absicherung. Religion hatte mehr mit Benehmen als mit Glauben zu tun. Sonntagsschule und Bibellektüre – das gehörte sich so und machte einen guten Menschen aus.